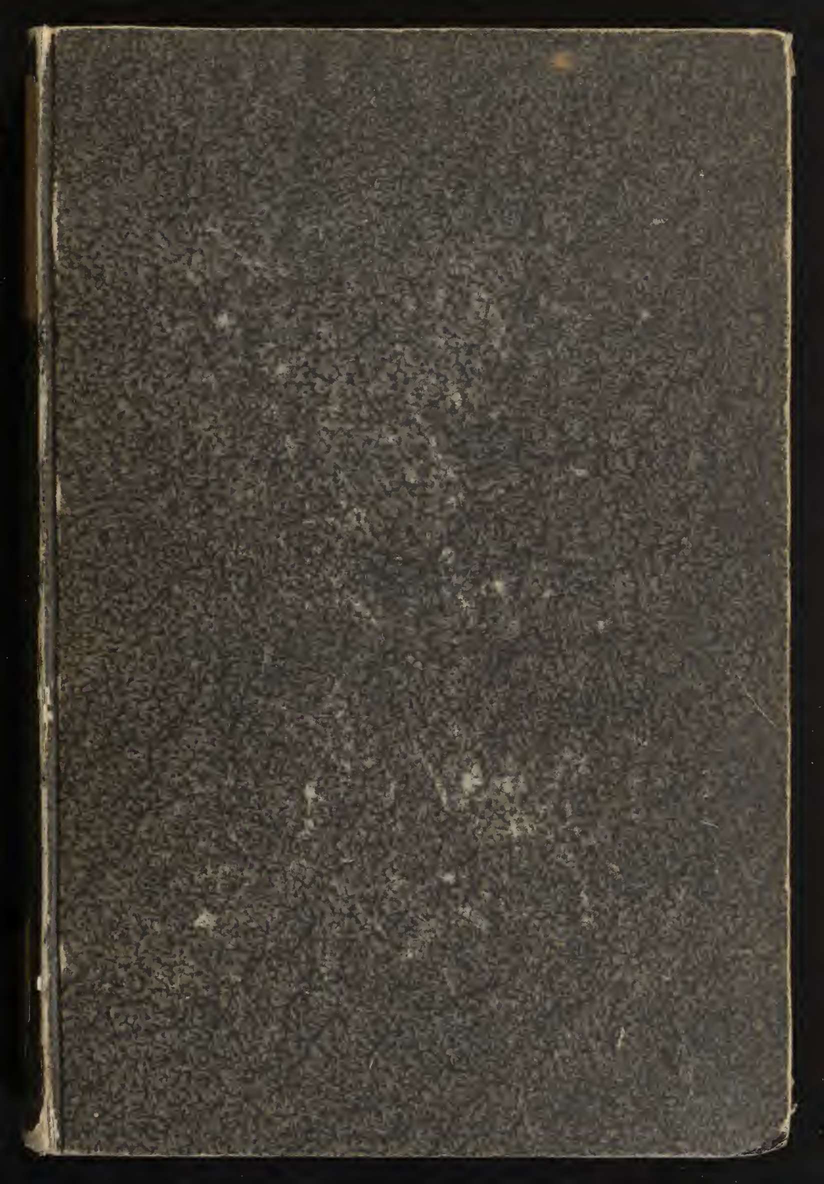




von Grund unsrer Seele, daß wir nun endlich in Wahrheit sagen können: China ist offen.

Die heidnischen Volksaufstände
in Tinnevelly und Travancor.

So lange der furchtbare Militäraufstand den Norden von Indien mit Blut und Schrecken erfüllte, blieb der ganze Süden ruhig und still. Nun, da der Norden beruhigt, die Meuterei überwunden und die Ordnung wiedergestellt ist, nun bricht im Süden da und dort eine unheimliche Flamme des Aufruhrs hervor und die Volksgeister werden unruhig. Wie im Norden, so ist auch im Süden die Religion, die Furcht des sinkenden und gefährdeten Heidenthums vor dem sich mächtig ausbreitenden Christenthum, der Grund und Anlaß dieser Volksaufstände. Und wie dort die von der Regierung vertheilten, mit Fett beschmierten Patronen den eigentlichen Anstoß zum Ausbruch der Meuterei gegeben haben, so hat hier ein anderer Mißgriff der Regierung, nämlich die falsch übersetzte Proklamation der Königin, den Hauptanlaß zu diesen bedenklichen Aufständen geben müssen. Beide Male, hier wie dort, trägt die Regierung mit ihrem unsichern Schwanken, ihrer feigen Halbherzigkeit, ihrem unchristlichen Hätscheln des Heidenthums die Schuld. Wird denn nicht endlich einmal die brittische Nation, von der Königin und ihren Ministern an bis herab zum untersten Beamten, erkennen, daß ein offenes, ehrliches, unzweideutiges und männliches Bekenntniß zum Christenthum, eine freie, ehrliche Sprache und ein unverklausulirtes Stellen auf die Seite des Königs aller Könige, eine bessere Weisheit ist, als alle die klug berechneten Halbheiten, mit denen sie weder die Heiden, noch die Muhamedaner, noch die Christen, noch irgend jemand in der Welt befriedigt oder mit Vertrauen erfüllt? Unser deutsches Volk hat ein schönes, obwohl von ihm selbst und seinen Regierungen nicht immer befolgtes Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten.“ Ach, daß wenigstens diese einfache Volksweisheit, — ich will nicht reden von den viel höheren Grundsätzen des Christenthums, — aber doch wenigstens diese einfache Volksweisheit der herrschende

und Alles durchdringende Grundsatz in unsrem Handel und Wandel, in Regierungsakten und im Volksleben würde! Wie herrliche Früchte müßte schon solche einfache, männliche Ehrlichkeit tragen! Doch wir treten den Vorgängen näher, die im Süden Indiens neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Tinnevelly und Travancor sind die zwei Provinzen, die an der äußersten Südspitze der indischen Halbinsel liegen. Sie sind von einander getrennt durch eine Bergkette, welche gleich einem kolossalen Rückgrat von Nord nach Süd zwischen beiden hindurchläuft. Dieses Gebirge (oder Ghat) ist an vielen Punkten steil und abschüssig, und von seinem Fuße an aufwärts mit einem feuchten, der Gesundheit äußerst gefährlichen Waldgürtel eingefaßt. Der höchste Punkt liegt nordwärts, wo dasselbe sich an die Nilagiri's (die blauen Berge) anschließt. Je weiter es gegen Süden vorrückt, desto niedriger wird es, und leicht gangbare Bergpässe leiten von der einen Provinz hinüber zur andern. Endlich verliert sich das Gebirge in die Ebene, aus der es nur noch in fünf einzeln stehenden Bergkuppen wieder auftaucht, die hinter einander sich erheben; die Ebene selbst aber dehnt sich noch zwei Stunden lang, an Breite sich verengernd, bis zur Südspitze hinab und läuft endlich in einem niedrigen Riff von schwarzen Felsen am Cap Comorin aus. Tinnevelly liegt demnach zwischen dem Gebirge und dem östlichen Meer, Travancor zwischen demselben Gebirgskamm und dem westlichen (indischen) Ocean.

Die Provinz Tinnevelly, von den Eingeborenen Pandy genannt, erstreckt sich 50 Stunden lang von Norden nach Süden, und ist im Norden etwa 20—25 Stunden breit. Es ist ein trockenes Land, das nur durch die tropischen Regen gegen Ende des Jahrs und durch die im Mai volllaufenden Ströme bewässert wird. Von den kühlenden Westwinden durch den hohen majestätischen Gebirgskamm der Ghats abgeschnitten und nur acht Grade vom Aequator entfernt, hat es ein sehr heißes Klima, besonders im April und Mai. In vielen Gegenden dehnen sich viele Stunden weit breite unfruchtbare Ebenen aus, die theils mit niedrigem Busch und Gras bedeckt sind, theils große Sümpfe und Moräste enthalten, und nur durch den hie und da emporragenden prächtigen Schirmbaum dem Auge eine Abwechslung darbieten. Der Küste entlang lagert sich zunächst unter der Oberfläche eine Schichte von Sandstein, und da derselbe, wie dieß an der ganzen Ostküste der Halbinsel der Fall zu sein scheint, sehr

eisenhaltig ist, so entstehen dadurch naturgemäß weite Strecken von losem röthlichem Sand. Dergleichen Sandflächen von bedeutenderem Umfang gibt es hauptsächlich drei, von denen zwei eine Ausdehnung von nicht weniger als acht Quadratmeilen haben. Sie sind überall, nur die Mitte ausgenommen, mit Palmenwäldern bedeckt. Durch diese rothen Sandwüsten führen keine Straßen, nur Fußstapfen sind überall wahrnehmbar; aber von Wegweisern, welche dem Wanderer den richtigen Pfad anzeigten, ist keine Rede. Außer bei Tag oder bei hellen Mondnächten ist es nahezu unmöglich, diese Sandflächen in Einer bestimmten Richtung zu durchwandern. Beinahe alle Missionare in Tinnevelly haben sich ein oder etliche Mal in diesen Wüsten verirrt und ganze Nächte hindurch vergebens sich zurecht zu finden gesucht.

Der nördliche Theil von Tinnevelly ist besser zum Landbau geeignet als der Süden. Dort findet sich die schwarze Fruchterde, die für den Baumwollenbau so günstig ist. Was aber den ganzen mittleren und südlichen Theil von Tinnevelly, besonders in der Nähe der Küste, so eigenthümlich vor allen andern Theilen Indiens auszeichnet, ist der außerordentlich reichliche Anbau der Palme. Wohin sich das Auge des Wanderers wendet, sieht es kaum irgend etwas anders als Palmbäume. In manchen Gegenden stehen sie so dicht und so weit hin, daß sie eigentliche Wälder bilden mit tausenden und abertausenden dieser schlanken prächtigen Stämme. In andern Gegenden finden sie sich weniger zahlreich und bilden nur kleinere Wäldchen. Die rothen Sandflächen besonders, die sonst gar nichts hervorbringen, sind mit unabsehbaren Palmenwäldern bedeckt, und nähren tausende von menschlichen Wesen, denen der Palmbaum Alles darbietet, was sie zum Leben bedürfen.

Der Süden von Travancor besitzt, obgleich er unmittelbar an Tinnevelly anstößt, ein durchaus anderes Klima und völlig verschiedenen Boden. Dort ist das Land wellenförmig in den anmuthigsten Formen, während an andern Stellen weite fruchtbare Ebenen sich ausdehnen. Die Berge mit ihren zahlreichen Flüssen und schäumenden Wasserfällen bieten dem Land eine Fülle von Wasser dar. In allen Thalgründen des Gebirgs und in allen Niederungen zwischen den Bergen und dem Meer wird Reis in Fülle gebaut; auf den Abhängen und den höher gelegenen Orten wächst die kräftige Palme. Reis und Getreide gibt reiche Ernten und mehr als hunderttausend Menschen

sind allein mit dem Pfefferbau beschäftigt. Nur Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Tyrannei von Seiten der eingeborenen Regierung hindert die Bevölkerung dieses üppigen Landes, daß sie nicht zu bedeutendem Reichthum und Wohlstand gelangt.

Dieser Unterschied zwischen den beiden Provinzen hat seine Ursache vornemlich in den dort herrschenden verschiedenen Monsuns (tropischen Regenzeiten). Travancor erfreut sich des Südwest-Monsuns, der gerade in den heißesten Monaten des Jahrs Wolken und Regen vom indischen Ocean her über das Land treibt. Dadurch wird das Klima wesentlich verändert und die Hitze durch die kühlen Seewinde gemildert. In derselben Zeit brennt über Tinnevelly eine senkrechte tropische Sonne mit furchtbarer Glut, während der Gebirgskamm im Westen wie eine Mauer die schweren Regenwolken auffängt, welche ihre köstliche Segensfülle über Travancor ausschütten, und sie verhindert, sich auch über die Nachbarprovinz zu ergießen. Auch sind diese Regengüsse an der Westküste überhaupt reichlicher, als die, welche im Oktober auf der Ostküste sich einfinden; somit waschen sie dort auch mehr Fruchterde von den Bergen ab und führen sie ins Unterland. Hitze, Bewässerung und fruchtbarer Boden, diese drei Grundbedingungen üppigen Pflanzenwuchses, sind in Travancor alle in Fülle vorhanden, und wäre der Mensch nicht mit seiner Ungerechtigkeit im Wege, das Land müßte ein wahres Paradies sein.

Die Bevölkerung, welche Tinnevelly und den Süden von Travancor bewohnt, gehört mit geringen Ausnahmen zu Einem Stamm und nennt sich selbst Schanärs. Ihre Wohnsitze beginnen im Osten da, wo die Tamil-Hindu's bei Tandschor und Madura aufhören, verbreiten sich dann über den ganzen Süden der Halbinsel und ziehen sich am Cap Comorin vorbei wieder westlich bis auf 10 Stunden aufwärts in Travancor. Der ganze Stamm mag etwa eine halbe Million Seelen zählen. In Tinnevelly bilden sie etwa die Hälfte der Bevölkerung, welche im Ganzen 800,000 Seelen zählt, während in Travancor nach dem von der Regierung angestellten Census etwa 100,000 Schanärs wohnen. Nach ihren eigenen Sagen kamen sie von der Insel Ceylon herüber, die unmittelbar Tinnevelly gegenüber liegt. Ihre Sprache ist ein rauhes Patois des Tamil ohne die geringste Beimischung von Sanskrit, was gleichfalls die Ansicht unterstützt, daß sie zu den Urbewohnern Indiens gehören.

Ihre Lebensweise ist eine eigenthümliche. Wo der Boden nicht

für Reis- oder Getreidekultur sich eignet, da leben sie ausschließlich vom Palmbaum, dessen reiche Nutzbarkeit für alle möglichen Zwecke und Bedürfnisse sie aus langer Erfahrung kennen. Wo aber Reis oder andere Gewächse gebaut und gewonnen werden können, da bildet die Palme nur einen Theil ihres Lebensunterhalts. Die letztere Weise ist hauptsächlich in Travancor vorherrschend. Der Saft, welcher aus den unmittelbar unter der Krone herauswachsenden und mit dem Messer angeschnittenen Blüthenkapseln des Baums gewonnen und zu einer dicken schwarzen (unserer Chocolade ähnlichen) Masse eingekocht wird, bildet die Hauptnahrung, bei den Aermeren sogar den ganzen Reichthum des Volks. Um diesen Saft zu gewinnen, muß der Schanär den größeren Theil des Jahres hindurch täglich zwei- und oft dreimal mit Krug, Messer und hölzerner Zange versehen jeden Baum bis zu seiner Krone erklettern, — wahrlich, das mühseligste und gefahrvollste Geschäft in der Welt. Zur Ehre der Schanärs aber sei es gesagt, daß sie den Palmwein nicht, wie dieß sonst in Indien der Fall ist, gähren lassen und so zum berauschenden Getränk bereiten, und daß sie deßhalb im Ganzen ein mäßiges, nüchternes Volk sind. Allerdings gibt es unter ihnen auch größere, wohlhabende Gutsbesitzer, die natürlich nicht selbst ihre Bäume erklettern, sondern entweder ihr Land um Pachtzins ausleihen oder Knechte halten, die das mühsame Geschäft verrichten.

Was die Religion der Schanärs betrifft, so ist dieselbe durchaus verschieden von dem Götterdienst der Hindu's, obwohl sie zwei oder drei Hindugötter in den Kreis ihrer Verehrung aufgenommen haben. Sie bilden auch keine eigentliche Kaste, da sie durch Geburt und Abstammung nicht zu der großen Volksfamilie der Hindu's gehören. Doch stehen sie in ihrer gesellschaftlichen Stellung über dem Paria, dem kastenlosen Auswürfling. Von einem höchsten Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde wußten sie nichts, ehe das Evangelium unter ihnen bekannt wurde. Gericht, Himmel und Hölle waren ihnen unbekannte Begriffe. Aber auch die Lehre von der Seelenwanderung, wie sie durch ganz Indien unter den Hindu's verbreitet ist, blieb ihnen fremd. Ihre Religion ist eigentlich und im buchstäblichen Sinne Teufelsdienst. Sie stellen sich unter den Wesen, die sie Teufel nennen, abgeschiedene Geister von Verstorbenen vor, die unabläßig darauf ausgehen, Schaden zu thun. Bosheit und Haß gegen die Menschen ist nach ihrer Anschauung ein stehender Karakter-

zug dieser Geister. Das Volk wendet sich nie an sie, um Segen und Wohlthat von ihnen zu erlangen, noch traut es ihnen Gefühle des Wohlwollens oder Erbarmens zu. Diese bösen Geister behalten die Kaste, das Geschlecht und den Stand, den sie im Leibesleben einnahmen; es gibt männliche und weibliche Teufel, Teufel von hoher und niederer Kaste, Bramanen= und Sudra= und Paria=Teufel, Teufel von Hindu=Abstammung und Teufel von ausländischer Abkunft. In einem Dorfe wurde sogar ein englischer Offizier, Namens Pole, nach seinem Tod als Teufel verehrt. Sie wohnen nach der Volksmeinung in schattenreichen Bäumen, in unbewohnten Einöden, in dunkeln düstern Oertern, in Wäldern, zerfallenen Häusern, kurz an allen unheimlichen Plätzen. Alles Uebel kommt von ihnen her. Verluste im Handel, Mißwachs, Unglücksfälle, — Alles ist ihr Werk. Sie verderben die Reis= und Getreide=Ernte, sie trocknen den Saft der Palmen aus, sie wehren dem Regen, daß er das dürstende Land nicht erquickt. Sie verursachen Krankheiten an Menschen und Vieh; sie entwurzeln die Palmenwälder durch entsetzliche Stürme. Sie erschrecken den Furchtsamen in finsterer Nacht; unheimliches Heulen des Windes, Kreischen und Aechzen der Baumzweige in stürmischer Nacht, — das sind ihre Stimmen; sie sind es, die im fürchterlichen Orkan sich wohl fühlen. Sonnenstich und Schwindel kommt von ihrer Bosheit; Krämpfe, Schlagflüsse und fallende Sucht sind entscheidende Beweise, daß sie einen Menschen besessen haben. Um aber den bösen Geist wieder aus dem Menschen auszutreiben, wird ihm entweder eine tüchtige Dosis Medizin beigebracht, oder man greift zum Besen, zur Sandale oder zum Stock, um den Unglücklichen zu befreien. Hilft Alles nichts, so schreitet man zu Sühnopfern.

Die Schanärs haben keine eigentlichen Tempel. Ihre gottesdienstlichen Stätten sind kleine, mit Kalk bestrichene Pyramiden von Lehm, mit einem Teufelsbild davor. Unzählige weiße Lehmhaufen dieser Art sind über das ganze Land gesäet. Seltener sind kleine, nach vorn offene, strohbedeckte Hütten, in denen ein halb Dutzend Götzenbilder aufgestellt ist. Letztere sind meist scheußlich anzusehen. Nicht selten findest du ein weibliches Bild, wie es eben kleine Kinder verschlingt. Von Weihe oder von Erbarmung für arme Sünder findet sich in ihrer Religion keine Spur. Die religiösen Handlungen, die gewöhnlich durch irgend ein verhängnißvolles Ereigniß hervorgerufen werden, bestehen in den sogenannten Teufelstänzen und den

Teufelsopfern. Das Volk versammelt sich bei einer solchen Gelegenheit vor irgend einer jener Pyramiden, steigert sich durch den Lärm der Trommeln in unnatürliche wilde Aufregung, und schreitet dann zur Darbringung einer Ziege oder eines Schaafs oder nöthigenfalls auch blos eines Huhns. Dann tritt Einer hervor, um zu tanzen. Mit klingenden Schellen an den Füßen, das mit Teufelsfiguren bemalte Tuch um sich geworfen, die langen Haare in der Luft flatternd, und den Schellenstab in der Hand, fängt er unter dem Schall der Trommeln, der Hörner und des dumpfen, mit einer Saite bespannten Teufelsbogens langsam zu tanzen an. Zwischenein steht er stille, trinkt etwas vom Opferblut, und fängt dann aufs Neue zu tanzen an. Mit fliegenden Haaren, stieren Augen und steigender wahnsinniger Aufregung dreht und wirbelt er sich im Kreise. Unter dem wilden Jubel der Zuschauer ritzt er sich mit dem Opfermesser oder geißelt sich mit einem Strick, bis die erforderliche Höhe der Aufregung erreicht ist. Plötzlich hält er inne, setzt sich nieder, und das Volk naht sich ihm, ein Jeder mit seiner besondern Klage, um den vom Teufel nun Besessenen Raths zu fragen. In der Regel murmelt er dann halbverständliche Töne und heißt dieß oder jenes Opfer bringen. Letzteres wird darauf an dem bestimmten Tage gebracht und das geschlachtete Thier mit Reis und andern Beimischungen auf dem Opferplatz verzehrt. Was für sittliche Entartungen aber ein solches Religionssystem zur Folge haben mußte, ist nicht schwer zu verstehen. Schamloses Lügen, Laster und Sittenlosigkeiten aller Art, knechtische Schmeichelei gegen die Vornehmen, hartherzige Tyrannei gegen die Armen, Wegwerfen aller Wahrheit und Ehre, Gefühllosigkeit gegen die unvernünftige Kreatur, keine Spur von Mitgefühl gegen den leidenden Bruder, — das waren bis in die neuere Zeit herein allgemein herrschende Züge der heidnischen Schanārs.

Und doch — was hat der Herr durch den Dienst der Missionare unter diesem Volke gethan! Die Mission unter den Schanārs in Tinnevelly und Travancor begann in ganz leisen Anfängen vor etwa 70 Jahren, wo der edle Friedrich Schwarz und seine Nachfolger auf sie aufmerksam zu werden anfiengen. Später betrat die englisch-kirchliche und die große Londoner Missionsgesellschaft, sowie die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums dieses Feld. Und nun nach 70 Jahren, welch' ein Umschwung der Dinge! Die kirchliche MG. zählte im Jahr 1857 dort 27,747 Christen, die Londoner etwa

17,000 und die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums 14,660, zusammen über 59,000 Christen, von denen etwa 52,000 aus den Schanärs gesammelt sind. Missionar Mullens von Kalkutta besuchte 1853 diese Provinzen und schreibt darüber: „Nie werde ich vergessen die blühenden Christendörfer mit ihren Reihen niedlich gebauter Häuser, ihre grünen Einfassungen von Milchhecken, ihre Gärten von Mango's und Plantanen, ihre ausgedehnten Palmenwäldchen, ihre Kokos- und Betelnußbäume, ihre Straßen mit einem Saum von schattigen Bäumen, ihre Gerichtshäuser für die Dorfobrigkeit, ihre Missionshäuser und Schulen, und vor allem die schönen gothischen Kirchen, die mit ihrem schlanken Thurm aus dem reichen Grün der Bäume da und dort emporragten und mit ihren weithin tönenden Glocken Morgens und Abends die eingeborenen Christen zum Hause des Gebets riefen; nicht zu vergessen der Druckerpressen, welche die christliche Jugend mit Büchern und Karten versehen, und anderer Anstalten, die zum Wohl von Alt und Jung gegründet wurden. Denke ich dann zurück an die häßlichen finstern Teufelstempel mit ihren noch häßlicheren Götzen, die einst das Land bedeckten, und von denen mehr als 30,000 im Laufe der letzten zwanzig Jahre zerstört wurden, und an die Teufelsfeste, die alljährlich von Tausenden besucht waren, nun aber fast leer bleiben, so muß ich voll Staunens ausrufen: Was hat hier der Herr gethan!"

Es lohnt sich wohl der Mühe zu fragen, durch welche besondere Umstände diese erstaunlichen Erfolge der Mission in Tinnevelly und Süd-Travancor herbeigeführt wurden, während in andern Theilen Indiens der Erfolg verhältnißmäßig so gering war. „Die Antwort liegt," wie Mullens sagt, „vor Allem in der bedeutungsvollen Thatsache, daß die Schanärs, sofern sie nicht zu den eigentlichen Hindu's zählen, nur theilweise durch die Fesseln der Kaste gebunden sind. Sie bilden Eine Kaste für sich selbst, und da sie Alle auf Einem großen gemeinsamen Gebiet beisammen wohnen, so können sie fast so frei sich bewegen, als bildeten sie gar keine Kaste. Wenn somit ein Schanär zum Christenthum übertritt, so wird er dadurch nicht ein Auswürfling seines Volkes, er wird nicht von allem Verkehr mit seinen Verwandten, Freunden und Volksgenossen abgeschnitten, wie dieß bei einem Hindu der Fall ist. Der Letztere muß seinen Uebertritt zum Christenthum mit dem Verlust alles dessen büßen, was er hat; der Erstere dagegen hat wenig oder nichts zu verlieren. — Ein

anderer Umstand, der jene Erfolge erklärt, ist der, daß die Schanärs in der Regel gemeinsam zu handeln pflegen. Was zwei oder drei einflußreiche Glieder einer größern Gemeinschaft zu thun sich entschließen, das werden meistens die Uebrigen auch thun. Dieß hat sich in zahllosen Fällen gezeigt, wenn es sich darum handelte, den Teufelsdienst mit dem Christenthum zu vertauschen.

„In diesen beiden Umständen liegen für den Schanär Erleichterungen in Betreff der Annahme des Christenthums, wie sie sich nirgends sonst in Indien finden. Aber nun fragt es sich, warum sie denn eben das Christenthum annahmen, während sie den Hindu-Götzendienst Jahrtausende lang von sich gewiesen haben.

„Im Anfang der Mission, in den Tagen der Unwissenheit, haben ohne Zweifel untergeordnete und niedrigere Beweggründe in hohem Maße mitgewirkt. Die Schanärs hofften durch die Annahme des Christenthums irgendwelche zeitliche Vortheile zu gewinnen und hatten kaum eine Vorstellung von dem geistlichen Segen, der ihnen daraus erwachse. Dieß geben auch die Missionare unbedenklich zu. In Travancor z. B. verwaltete ein englischer Missionar, Charles Mead, eine Zeitlang im Auftrag der brittischen Regierung das Amt eines Richters, und nun meinten Viele, sie würden sicherlich in ihren Streitfällen eine gerichtliche Entscheidung zu ihren Gunsten erhalten, wenn sie nur die Religion des Richters annähmen. Oberst Munro, damals brittischer Resident am Hof der eingeborenen Königin von Travancor, erwirkte von dieser einen Befehl, wornach allen eingebornen Christen im Lande, Sklaven nicht ausgenommen, gestattet sein sollte, am Sonntag von aller Arbeit zu ruhen. Viele suchten sich dieser Wohlthat dadurch theilhaftig zu machen, daß sie Christen wurden. Als gleich anfangs in Tinnevelly Verfolgungen gegen die Christen ausbrachen, verwendeten sich die Missionare zu ihren Gunsten kräftigst bei der Regierung, und diese erließ den gemessensten Befehl, die Verfolgungen einzustellen. Wenn nun die noch heidnischen Schanärs sahen, was für einflußreiche Freunde die neuen Christen an den Missionaren hatten, so war es nicht zu verwundern, wenn auch sie sich zur Taufe meldeten, um den gleichen Vortheil zu genießen.

„Aber all dieses ist längst anders geworden. Die Schanärs haben im Lauf der Jahre gründlich einsehen gelernt, daß die Missionare nichts mit der Regierung zu schaffen haben und keinerlei politischen Einfluß besitzen. Aber sie wissen, daß die Missionare und

Katechisten die wahren und warmen Freunde der Christen sind, daß sie an ihnen treue Religionslehrer, eine kräftige Hülfe in Zeiten der Krankheit, freundliche Berather in schwierigen Fällen und weise Vermittler in ihren zahlreichen innern Zwistigkeiten haben. Sie wissen in ihrer Armuth und gedrückten Lage eine solche Hülfe aufrichtig zu schätzen, und deßhalb fühlen sie einen Zug zum Christenthum, durch welches ihnen solche Freunde zu Theil werden. Auf der andern Seite fürchten sie sich entsetzlich vor ihren Dämonen; die Opfer und die Ausgaben für die Teufelstänzer sind äußerst kostspielig; und da nun der Glaube unter ihnen herrscht, daß die Teufel keine Macht über 'die Diener Gottes' haben, so sind sehr Viele bereit, jenen Teufelsdienst gegen den Dienst des Christengottes daranzugeben. Auch die christliche Erkenntniß, welche durch die Predigt der Missionare und Katechisten sich weithin verbreitet hat, dient dazu, den Heiden die Schönheit, die Vernünftigkeit und den Adel des christlichen Glaubens und der christlichen Sitte ins Licht zu stellen. Auch haben sie ja die erbauliche Weise des christlichen Gottesdienstes und die schöne sociale Ordnung vor Augen, die unter den bereits bestehenden Gemeinden herrscht. Im Gegensatz dagegen haben sie die Thorheit ihres Teufelsdienstes einsehen gelernt, und längst haben sie aufgehört, denselben zu vertheidigen. Es ist so weit gekommen, daß die noch im Heidenthum befangenen Schanärs keinem Missionar erlauben, ihre Opfer und Teufelstänze mit anzusehen, weil sie sich derselben schämen; was Wunder, wenn diejenigen, die sich überhaupt noch um Religion bekümmern, lieber einen so vernünftigen Glauben und Gottesdienst ergreifen, wie ihn das Christenthum darbietet, — einen Glauben, den überdieß bereits so viele Tausende ihrer Volksgenossen angenommen haben? Vielleicht mag bei Vielen auch die Vorstellung herrschen, daß sie als Christen selbst in ihrer Hanthierung nicht mehr unter der Gewalt der Dämonen stehen, und daß sie somit bessere Reis- und Palm-Ernten erhalten und überhaupt vor Gefahren bewahrt sein werden.

„Dieß sind unzweifelhaft die Gründe und Triebfedern, welche die große Mehrzahl dieser armen unwissenden Schanärs veranlaßt haben, christlichen Unterricht zu suchen. Sagt man nun, die meisten dieser Beweggründe seien sehr ungeistlicher Natur, so muß man dieß zugeben; aber man kann die Gegenfrage thun: Sind diese Schanärs die einzigen Christen, die aus minder geistlichen Triebfedern, als es wünschbar wäre, einen guten und richtigen Weg eingeschlagen haben?

Das Evangelium ist ein Schatz, dessen unerschöpfliche Heilskräfte man erst aus der Erfahrung recht kennen lernt. Das Christenthum ist wahrlich auch nütze für das gegenwärtige Leben, und eben seine zeitlichen Segnungen und Wohlthaten sind es, die das Auge des Unwissenden zuerst auf sich ziehen. Und wenn Einer nun zum Missionar kommt, nicht um Unterstützung zu suchen, nicht um Jahresgehalte oder monatliche Geldgeschenke zu erhalten (denn der Missionar kann nichts der Art geben), sondern um sich die Unterweisung eines christlichen Katechisten oder Lehrers und die Aufnahme in die Zahl der Christen zu erbitten, wer dürfte einen solchen mit gutem Gewissen abweisen? Wer wollte es für ein Unrecht halten, wenn der Missionar, ungeachtet er ihren wahren Stand wohl kennt und sich keineswegs Illusionen macht, als wären sie wahrhaft bekehrte und vollkommene Christen, sie dennoch aufnimmt wie sie sind, und nun durch sorgfältigen Unterricht sie und ihre Kinder zu der wahren und seligmachenden Erkenntniß des Lammes Gottes zu führen sucht? Den wahren Werth des Evangeliums, als einer Kraft Gottes zur Seligkeit, haben die Meisten erst in der Folge kennen zu lernen; derer, welche diese Kraft des Evangeliums zuvor schon, ehe sie heraustraten, gelernt hätten (und auch solche hat es da und dort gegeben), sind verhältnißmäßig nur Wenige."

Missionar Mullens, dem wir diese nüchterne und treffliche Mittheilung verdanken, unterscheidet unter den 50,000 Schanärs, die sich im Jahr 1853 zur christlichen Gemeinde hielten, drei Klassen, von denen die erste die noch Ungetauften in sich schließt, die aber in christlichem Unterricht stehen und regelmäßig die Gottesdienste besuchen; die zweite umfaßt die Getauften, bei denen das Christenthum bereits Herzenssache geworden, und in deren Wandel sich die Heilswirkungen des Evangeliums mehr oder weniger deutlich offenbaren; die dritte und höchste Klasse begreift die Abendmahlsgenossen, damals 4,500 Mitglieder zählend, die wahrhaft in der Gnade stehen und an Erkenntniß und christlichem Karakter die höchste Stufe in der Gemeinde einnehmen. Dann schildert er mit lebendigen Farben die Zeugnisse des Glaubens und der Liebe, welche sich unter diesen Gemeinden offenbaren, — ihren lebendigen Missionseifer, ihre treue Sorge für die Armen, Wittwen und Waisen in der Gemeinde, ihre Opferwilligkeit, wenn es gilt, Bethäuser und Kirchen zu bauen, Katechisten auszusenden, ihre Lehrer und Prediger zu unterstützen und

was dergleichen mehr ist. „Diese Schanär-Gemeinden," so schließt er seinen lehrreichen Bericht, „sind ein neues Zeugniß dafür, was das Evangelium, das verachtete Evangelium, zur Hebung und Veredlung eines armen, tiefversunkenen Volkes zu thun vermag!"

Es wäre fast unbegreiflich, wenn diese außerordentlichen Fortschritte, welche das Christenthum im südlichen Tinnevelly und Travancor unter Gottes Segen machte, nicht den Haß und die Verfolgungswuth der christenfeindlichen Heiden hervorgerufen hätten. Zwar unter dem Volksstamm der Schanärs selbst blieb die Feindschaft der strengen Anhänger des Heidenthums gegen die Christen verhältnißmäßig in engen Schranken. Es kamen allerdings Verfolgungen, Widerwärtigkeiten, Gehässigkeiten aller Art vor, und auch hier bewährte sich die alte Weissagung: „Des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein." Allein die größere Noth mußte von einer ganz andern Seite kommen. Mitten unter die Schanärs nämlich ist ein, wenn auch kleiner, doch überaus stolzer und übermüthiger Theil von tamulischen und malabarischen Hindu's, namentlich Sudra's und Bramanen, gemischt, welche mit unglaublicher Verachtung auf diese armen Palm- und Reisbauern herabsehen und sie wie eine Rasse von Sklaven behandeln, denen gegenüber Alles erlaubt sei. Mit dieser anererbten Verachtung verband sich nun der dem Bramanen fast überall eigene Haß gegen das Christenthum, und was Wunder, wenn die mächtig um sich greifenden Bekehrungen endlich einen Sturm hervorriefen, der alle christlichen Pflanzungen in jenen Provinzen mit einem Mal wieder zu zerstören drohte. Es war in den Jahren 1841 und 1842, daß der Sturm der Heiden gegen die Christen in Tinnevelly losbrach. Mittelst falscher Anklagen vor den heidnischen Unterbehörden, die selbst ihre Hand im Spiele hatten, wurden die Christen planmäßig mißhandelt, und endlich stieg die Verfolgung bis zur Plünderung der Christendörfer, zur Verbrennung der Kirchen, Bethäuser und Missionswohnungen, und zu Frevel und Gewaltthat jeder Art. Nur das endliche Einschreiten der brittischen Behörden, das freilich spät genug kam, verhinderte weiteres Unheil.

Seit jenen schweren Tagen hatten die Gemeinden im Allgemeinen Ruhe und breiteten sich von Jahr zu Jahr weiter aus. Ja vom Jahr 1854 an wurde von Seiten der englisch-kirchlichen Mission, angeregt

durch den trefflichen Missionar Ragland *), das System der Missions-Reisepredigt eingeführt, vermöge dessen die nördlichen Distrikte der Provinz, wo bisher die Mission noch wenig Erfolg gehabt, methodisch durchwandert und mit der Predigt des Evangeliums erfüllt wurden. Bis zum Jahr 1857 wurden von drei ausgezeichneten Missionaren, lauter Universitätsmännern, nicht weniger als 1385 Dörfer besucht, in welchen man in der Regel jedes Jahr 8—14 Tage verweilte, um Morgens und Abends den Rath Gottes den Heiden vorzulegen. Bei dem Allem begegneten sie keiner Widersetzlichkeit, keiner Feindseligkeit in Wort oder That. Als im Sommer 1857 im Norden Indiens der blutige Aufstand ausbrach und unzählige christliche Pflanzstätten vernichtete, blieb der Süden ganz ruhig. Keine Hand rührte sich gegen die Christen. Nicht als ob nicht auch dort grimmiger Haß gegen sie in den Herzen der Bramanen gekocht hätte; — wären sie Meister gewesen, sie hätten die Tinnevelly-Christen ebenso bis auf den letzten Mann verschlungen, wie sie es im Norden versuchten. Aber die gute Hand Gottes und die Furcht vor der Uebermacht der brittischen Regierung hielt sie darnieder.

So standen die Dinge, als am 1. Nov. 1858 in ganz Indien die Proklamation der Königin von England verlesen ward. Sie verkündigt darin die Uebernahme der Regierung Indiens an der Stelle der abgeschafften Ostindischen Compagnie, und spricht neben andern mehr politischen Maßnahmen auch die Grundsätze aus, die sie künftig gegenüber den Religionen des Landes zu befolgen gedenke. Auf der einen Seite gedrängt von der mächtigen Stimme des christlichen Theils der brittischen Nation und, wie wir hoffen, ihres eigenen Gewissens, bezeugt sie darin ihre Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums. „Indem Wir mit fester Zuversicht Uns auf die Wahrheit des Christenthums verlassen und mit Dank die Tröstung der Religion anerkennen," — so lauten die Worte. (Vergl. Miss. Mag. 1859 S. 133 ff.) Auf der andern Seite drangen die Anhänger der alten, falschberühmten „traditionellen Neutralitätspolitik" in die arme Königin, daß eine Klausel in ihrem Sinne beigefügt würde, und deßhalb fährt sie mit unglücklicher Zweideutigkeit fort: „— so weisen Wir gleichermaßen das Recht und den Wunsch von Uns, Unsre Ueberzeugungen irgend einem

*) Wir werden in einem der nächsten Hefte einen Lebensumriß dieses ausgezeichneten Mannes geben.

Unsrer Unterthanen aufzudrängen. Wir erklären hiemit, daß es Unser königlicher Wunsch und Wille ist, daß Niemand in irgend welcher Weise begünstigt, Niemand belästigt oder beunruhigt werde von wegen seines religiösen Glaubens und der damit verbundenen gottesdienstlichen Uebungen, sondern daß Alle gleicherweise denselben unpartheiischen Schutz des Gesetzes genießen; und Wir befehlen allen denjenigen, die unter Uns in Aemtern stehen, und schärfen es ihnen aufs Bestimmteste ein, daß sie sich von aller Einmischung in den religiösen Glauben und Gottesdienst irgend eines Unsrer Unterthanen enthalten, bei Strafe Unsres allerhöchsten Mißfallens."

Die Fassung dieser Sätze hat schon bei englischen Christen große Bedenken und Besorgnisse erregt. Es ist ja nicht deutlich aus ihnen zu erkennen, ob die Königin damit sagen will, daß die königlichen Beamten in Indien auch in ihrer außeramtlichen Privatthätigkeit „bei Strafe ihres allerhöchsten Mißfallens" von jeder Betheiligung an dem Werk der Evangelisirung Indiens sich zu enthalten hätten. Doch darüber konnte man sich beruhigen, und man hat sich auch unbedenklich beruhigt. Allein nun trat ein Uebelstand ein, den Niemand deutlich vorausgeahnt hatte.

Die Proklamation mußte in alle einheimischen Sprachen Indiens übertragen werden, um sie dem Volke bekannt zu machen. Und möge Gott jenen gewissenlosen Beamten vergeben, welche die Uebersetzung dieses hochwichtigen Dokuments heidnischen Bramanen überließen und um die Frage, ob diese Uebersetzung auch richtig und treu sei, sich nicht bekümmerten! „Alle, welche Indien kennen," sagt ein früher dort dienender brittischer Beamte, „wissen wohl, daß wir eine von eingeborenen Dollmetschern, muhamedanischen Maulwi's und hinduischen Gelehrten abhängige Regierung sind. Diese Leute unterrichten unsre jungen Civil- und Militärbeamten in den Sprachen des Landes. Als anständige Herren in ihren Manieren und ihrer ganzen Erscheinung gewinnen sie durch ihr höfliches und unterwürfiges Wesen und durch ihre Schmeichlerkünste die Zuneigung ihrer Schüler, die ihnen oft lebenslang ergeben sind. Die Stellung, die sie sich so errungen haben, benutzen sie dann unwandelbar zur Förderung ihrer eigenen Interessen und zum Durchsetzen ihrer persönlichen Ansichten. Es ist gar nichts Seltenes, daß man einer Schrift begegnet, die ein europäischer Beamte in Umlauf gesetzt, und die gleichwohl da und dort irgend eine monströse heidnische Lehre enthält, welche

der schlaue Hindu-Lehrmeister einzufügen gewußt hat. Was die Muhamedaner betrifft, so kenne ich einen jungen Missionar, der von seinem Lehrer bei der Uebersetzung der Bibel so irre geleitet wurde, daß die seltsamsten und bedenklichsten Verstöße darin mit unterliefen, und das Alles nur in der Absicht, muhamedanische Irrlehren zu verbreiten und sogar Zwietracht unter den Christen selbst zu säen. Natürlich ist auch die Regierung von solchen Einflüssen nicht frei. Ihre Uebersetzer gehen oft geflissentlich darauf aus, ein amtliches Dokument durch Einmischung heidnischer oder muhamedanischer Ideen geradezu zu verkehren."

Dieß war nun unglücklicher Weise auch bei der Proklamation der Königin der Fall. „Die Uebersetzungen derselben," sagt derselbe Correspondent, „sind zum größten Theil wahre Karrikaturen des Originals, und geben nicht nur nicht ihren wahren Sinn wieder, sondern verdrehen denselben geradezu in sein Gegentheil . . . Die Hindostani Uebersetzung, welche die Madras-Regierung [zu deren Präsidentschaft eben die Provinzen Tinnevelly und Travancor gehören] geliefert hat, verkehrt wissentlich und absichtlich die Worte Ihrer Majestät in ihr Gegentheil. Der Satz: 'Wir weisen gleichermaßen das Recht wie den Wunsch von Uns, Unsre Ueberzeugungen irgend einem Unsrer Unterthanen aufzudrängen,' lautet dort so: 'Ihre Majestät erkennt an, daß es weder ihr Recht, noch ihre Aufgabe, noch ihr Wunsch ist, die Herzen ihrer Unterthanen zu ihren eigenen Ueberzeugungen hinzulenken.' In dem darauffolgenden Satz: 'Alle genießen gleicherweise denselben unpartheiischen Schutz des Gesetzes,' (womit ja bekanntlich überall das Civil- und Criminalgesetz gemeint ist,) braucht der schlaue muhamedanische Uebersetzer geflissentlich das Wort 'Schara', was das religiöse Gesetz der Muhamedaner bezeichnet, um hiemit die Königin sagen zu lassen, alle ihre Unterthanen seien dem Gesetz des Islâm unterworfen. Um aber die Gottlosigkeit voll zu machen, ließ der Uebersetzer jenen Ehrentitel der Königin in der Proklamation, der am Ende allen Mißverstand wieder gut gemacht hätte, — den Titel: 'Verfechterin des christlichen Glaubens,' den er durch künstliche falsche Uebersetzung nicht zu verzerren wußte, einfach weg."

Im Bombay Guardian wird mitgetheilt, daß die einheimischen Gudscherathi-Zeitungen, statt die Proklamation in ihren eigenen Worten wiederzugeben, den Sinn und Hauptinhalt derselben mit ihren Worten veröffentlicht haben. In einem der gelesensten Volks-

blätter, im sogenannten Buddhigrakasch, wird der Abschnitt, der von der religiösen Politik der Königin handelt, so wiedergegeben, daß der Verfasser die Königin sagen läßt: „sie weise unbedingt jeden Wunsch von sich, daß ihre Unterthanen ihre (der Königin) religiöse Meinungen annehmen."

Dazu kommt nun noch der Umstand, daß noch immer an vielen Orten die Missionare ebenso für Regierungsbeamte angesehen werden, wie die Richter, Offiziere und Regierungskaplane. Da nun die Königin in der Proklamation „alle ihre Beamten bei Strafe ihres allerhöchsten Mißfallens vor jeglicher Einmischung in die religiösen Angelegenheiten des indischen Volks" warnt, was war natürlicher, als daß die Heiden daraus eine Waffe gegen die Missionare und die eingeborenen Christen schmiedeten. Daß diese Auffassung eine weitverbreitete sei, geht aus dem Brief eines Missionars hervor, der aus den nördlichen Provinzen Indiens von einem der größeren Grundbesitzer (Semindare) erzählt, daß derselbe ihn um christliche Bücher gebeten und dann die Bitte hinzugefügt habe, er (der Missionar) möge doch nichts davon erwähnen, damit er (der Semindar) nicht in einen Proceß verwickelt werde. „Auf meine Frage," fährt der Missionar fort, „wie er das meine, verwies er mich auf die Proklamation der Königin, worin ja Ihre Majestät allen Hindu's befehle, 'die Bramanen zu verehren' (das Wort bedeutet: göttlich verehren, anbeten), und zugleich allen Ständen und Klassen des Volks gebiete, bei der Religion ihrer Väter zu bleiben und keine Proselyten zu machen."

Die bedenklichsten Wirkungen aber haben sich im tiefsten Süden von Indien, in den christenreichen Provinzen Tinnevelly und Travancor, herausgestellt. Lernen wir dieselben näher kennen.

Etwa in der Mitte der Provinz Tinnevelly liegt die Stadt Palamkotta, in welcher sich eine große Christengemeinde unter der Leitung des Missionars Sargent befindet. Nur eine kleine Strecke davon entfernt ist die heidnische Stadt Tinnevelly, in welcher sich vor einer Reihe von Jahren gleichfalls eine kleine Christengemeinde gebildet hatte, die von Missionar Sargent und seinen Katechisten von Palamkotta aus mit Wort und Sakrament bedient wird. Nun geschah es, daß am Freitag den 10. Dez. vorigen Jahres in dieser

Stadt Tinnevelly ein alter Mann aus der Weberkaste starb, der seit mehr als 30 Jahren sich zum Christenthum bekannt hatte. Die Verwandten schickten sich an, den Todten nach dem christlichen Begräbnißplatz, der sich in dem nahen Palamkotta befindet, zu bringen. Zu diesem Ende hatten sie erst einige von Heiden bewohnte Straßen ihrer Stadt zu passiren, um dann auf der großen Landstraße weiter bis Palamkotta zu gelangen. Allein das wollten die Heiden nicht dulden, weil, wie sie sagten, durch die Leiche eines Christen ihre Straßen verunreinigt würden. Sie glaubten sich, wie der Bericht sagt, „durch die Proklamation der Königin, welche in der Tamilsprache fast in ihr Gegentheil verdreht und verzerrt ist, zu jeder Gewaltthat gegen die Christen berechtigt." Missionar Sargent wandte sich unverzüglich an den brittischen Unterbeamten, Herrn Ames, um polizeilichen Schutz. Allein dieser, statt einfach zu erklären, die Straßen seien für Jedermann ohne Unterschied frei und offen, ließ dem Missionar sagen, er (Herr Ames) müßte erst die Bücher nachschlagen, um zu sehen, wie es in ähnlichen Fällen früher gehalten worden sei. Das Leichenbegängniß soll mittlerweile verschoben werden, — eine Sache, die in Tropenländern kaum möglich ist. Am folgenden Morgen sandte er den Befehl, die Leiche dürfe die Straßen nicht passiren, sie müsse durch die Reisfelder nach Palamkotta gebracht werden. Dieß war aber nicht nur ein großer Umweg, sondern die Felder waren auch gerade voll Schlamm und Wasser, und überdieß war zu befürchten, daß die Eigenthümer der Reisfelder dieß nicht dulden würden. Sargent remonstrirte gegen diesen ungerechten, sinnlosen Befehl, aber vergebens. Ames erwiederte, wenn der Missionar nicht damit zufrieden sei, so könne er ja an den Gerichtshof appelliren. Darauf erwiederte Sargent: hiezu sei ja unmöglich Zeit, die Leiche müsse jetzt bestattet werden; und da nichts weiter zu machen war, so beschloß er, den Todten lieber im Garten, der an die Missionsschule in Tinnevelly anstößt, zu beerdigen. Am Samstag Abend (11. Dec.) fand die Leichenfeier statt. Aber das feige Verfahren des brittischen Beamten hatte die Heiden in der Ueberzeugung nur noch mehr bestärkt, daß die Proklamation der Königin wirklich die Ausrottung der Christen beabsichtige, und so sammelten sie sich zu Tausenden vor dem Garten, wo die Beerdigung statt finden sollte. Als der Sarg auf den Boden abgestellt wurde, brachen sie in ein wüthendes Schreien und Toben aus, das bei fünf Minuten fortdauerte. Während des

Gebets am Grabe blieben sie ruhig, beim Einsenken des Sarges aber brach das wilde Geheul abermals, und beim Einwerfen der Erde zum drittenmal los. Der heidnische Beamte der Stadt (Tahsildar) war gegenwärtig, that aber nicht das Geringste, um das Unwesen zu verhindern.

Der brittische Unterbeamte, Herr Ames, hatte mittlerweile die ganze Frage dem ordentlichen Richter (einem Engländer) vorgelegt. Dieser, in der Meinung, es handle sich um eine förmliche Berufung des Missionars an den Gerichtshof, erklärte sofort ebenso förmlich, daß Niemand ein Recht habe, christliche Leichenbegängnisse auf den öffentlichen Straßen zu hindern, und befahl zugleich Herrn Ames, „die Leiche unbedenklich durch die fraglichen Straßen ziehen zu lassen und darauf zu sehen, daß die eingeborenen Christen, lebendig oder todt, in ihren Rechten unverkümmert sollen beschützt werden.“ Dieß war nun freilich zu spät; allein es schien doch einen Eindruck auf die Heiden zu machen. Nun aber gab Herr Ames dem Richter zu verstehen, Missionar Sargent habe nicht förmlich appellirt; seine (Ames') Frage sei nur privatim geschehen, damit er wisse, wie er sich in künftigen ähnlichen Fällen zu verhalten habe. Auf dieß zog der Richter seinen Spruch in aller Form wieder zurück. Welch ein Triumph für die Heidenparthie, die das gerichtliche Formenwesen der Engländer nicht verstand und jenen Widerruf des Richterspruchs für eine Erklärung zu ihren Gunsten nahm!

So standen die Sachen, als durch einen neuen Todesfall eine Krise herbeigeführt ward. Gerade neun Tage nach jenem ersten Vorfall wurde ein armer Christ von niederer Kaste, der aus der Ferne wegen eines Streitfalls als Zeuge nach Tinnevelly berufen worden war, im Gerichthaus von der Cholera befallen und von Herrn Ames nach dem öffentlichen Krankenhaus geschickt. Am folgenden Dienstag (20. Dez.) starb er, und seine Freunde sandten zu Missionar Sargent nach dem nahen Palamkotta, um mit ihm die Leichenfeierlichkeit zu verabreden. Eben in jenen Tagen war der Oberbeamte (Kollektor), Herr Levinge (sprich Livindsch), in Tinnevelly eingetroffen. An ihn wandte sich der Missionar, um sich bei ihm Raths zu erholen, was in dem vorliegenden Falle zu thun sei. Levinge befahl, daß die Leiche, nach dem Wunsch der Freunde des Verstorbenen, auf dem christlichen Kirchhof zu Palamkotta solle bestattet werden. Demgemäß schickten sich Jene an, am gleichen Abend die Leiche dahin zu tragen,

und waren bereits auf dem Wege, als die Heidenparthie sich in drohender Haltung massenhaft sammelte und sich weigerte, den Zug durch irgend eine ihrer Straßen passiren zu lassen. Die Leiche, schrieen sie, soll im Garten des Krankenhauses bestattet werden, wie dieß mit der des Webers kürzlich im Gehöfte der Missionsschule geschehen sei. Der Leichenzug wurde unter Drohen und Schreien genöthigt zurück zu weichen, bis er an der Polizeistation angekommen war, vor welcher die Leiche niedergesetzt wurde. Am folgenden Morgen begab sich Herr Levinge an Ort und Stelle und versuchte, mit den Leuten vernünftig zu reden; er erinnerte sie daran, daß im Lauf der letzten drei Jahre gegen 40 Leichen aus allen Kasten von dem Krankenhaus aus durch die verschiedenen Straßen der Stadt ohne die geringste Bedenklichkeit seien getragen worden; aber Alles war umsonst. Jeder Versuch, die Leiche wegzutragen, wurde mit wüthenden Drohungen und Ziegelstücken erwiedert. Es war ja die Leiche eines Christen, und die königliche Proklamation hatte ihnen gesagt, daß es mit den Christen im ganzen Lande nun ein Ende habe. Endlich stellte der Tahsildar (eingeborene Amtmann) dem Kollektor vor, der öffentliche Schatz sei in Gefahr, erbrochen und geplündert zu werden, und Levinge war genöthigt, Militär von Palamkotta (200 Sipoys) herbeizurufen. Die eine Hälfte blieb außen vor Tinnevelly, die andere drängte sich durch die aufgeregten Volksmassen nach der Polizeistation, und schickte sich an, die Leiche fortzuschaffen. Aber die Heiden waren entschlossen, den äußersten Widerstand entgegenzusetzen. Ein Regen von Steinen und Ziegelstücken flog unaufhörlich von den flachen Dächern der Häuser und selbst von der nahen Pagode auf die Soldaten. Mehrere der Letzteren, selbst der europäische Offizier, wurden ernstlich verwundet. Vergebens warnte der brittische Beamte die Massen. Er war endlich genöthigt, Befehl zum Schießen zu geben. Da aber Viele der Sipoys in die Luft schossen, so that es wenig Schaden, und der Steinhagel dauerte fort. Nun wurden auch die Sipoys erbittert. Eine zweite Salve that kräftigere Wirkung; neun der Aufwiegler blieben auf dem Platz, Viele wurden verwundet. Ein furchtbarer Kampf folgte. Die Soldaten hatten sich auch jetzt noch mit dem Bajonett den Weg zu bahnen, bis es endlich gelang, die Leiche wegzubringen. Um 4 Uhr Nachmittags wurde sie zu Palamkotta bestattet.

Dieß ist der Verlauf des traurigen Vorfalls in Tinnevelly, den

zunächst die zweideutige und überdieß durch falsche Uebersetzung noch schlimmer gewordene Proklamation der Königin veranlaßt hat. Die Aufregung der christenfeindlichen Massen in ganz Süd-Indien ist groß, und allenthalben scheinen die Heiden bereit, zu thätlichen Mißhandlungen gegen die Christen zu schreiten. Was hilft es, daß eine neue, richtigere Uebersetzung erschienen ist? Was hilft es, daß die brittischen Beamten in Indien das Volk zu beruhigen suchen durch die Erklärung, die Proklamation sei falsch verstanden worden? „Da unter den Leuten," schreibt der Kollektor in Selim, Süd-Indien, in einem öffentlichen Erlaß an das Volk, „viel Mißverständniß herrscht über den Sinn der königlichen Proklamation, so ist es nöthig, denen, welche nicht englisch verstehen, folgende Erklärung zu geben. . . . Da nemlich die Meuterer im Norden des Reichs in der böswilligen Absicht, die Unwissenden irre zu leiten, das falsche Gerücht verbreitet hatten, als sei es die Absicht der Regierung, das Volk zu zwingen, daß es die Kaste breche, so hielt es Ihre Majestät die Königin für gut, in ihrer Proklamation es öffentlich auszusprechen, daß alle ihre indischen Unterthanen nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit werden regiert werden, und daß, so sehr sie sich auch freuen würde, wenn Alle sich zu dem gleichen Glauben bekennten, den sie selber hat, dennoch keiner ihrer Beamten es sich werde einfallen lassen, Jemand zu zwingen, daß er seinen bisherigen Glauben aufgebe. Die Proklamation hindert keineswegs die Missionare oder andere Personen, wie bisher friedlich die Wahrheiten des Christenthums zu lehren, noch hindert sie die Eingeborenen, dieselben anzunehmen. . . ."

Warum konnte die Königin nicht in gleicher einfachen und klaren Weise sich ausdrücken? Wird es nun, nachdem durch die allenthalben verbreiteten falschen Uebersetzungen der Proklamation so viel Unheil gestiftet ist, noch möglich sein, durch solche „Erklärungen" das Uebel wieder gut zu machen?

Doch in dem an die Provinz Tinnevelly anstoßenden Travancor kam es zu noch bedenklicheren und schmählicheren Auftritten.

Diese Provinz ist dem brittischen Reich in Indien nicht förmlich einverleibt, sondern steht noch unter einheimischen Hindufürsten (Maharadscha's). Diese letzteren sind jedoch bloße Scheinkönige, indem

einestheils ihre Premierminister (Dewan's), anderntheils die sogenannten brittischen Residenten unbedingte Gewalt über sie ausüben. Die Beziehungen des Maharadscha nach Außen werden ausschließlich von der brittischen Regierung geordnet; in Betreff der inneren Verwaltung kann nichts geschehen, ohne daß der Resident seine Zustimmung dazu gegeben hat. Man muß bei den nachfolgenden Berichten dieß im Auge behalten.

Eine der widerwärtigsten, seit Jahrhunderten zu Recht bestehenden Ordnungen des Landes betrifft die Kleidung der Frauen und Töchter der verschiedenen Kasten. Die Sudra-Frau (die höhere Kaste) hat das alleinige Recht, das sogenannte Schulterkleid zu tragen, — einen Umwurf, der über die rechte Schulter gezogen wird und den Oberleib anständig bedeckt. Den Frauen und Töchtern der Schanärs, dieser untersten Halbhindu-Kaste, ist diese züchtige Sitte verweigert. Ihre einzige gesetzmäßige Bedeckung ist ein Tuch, das um die Hüfte gegürtet ist, bis zu den Knieen reicht und den ganzen Oberleib unbedeckt läßt. So strenge war vor dem Aufkommen der brittischen Regierung diese Sitte, daß ein Maharadscha jede Schanärfrau, die es wagte, sich anständig zu verhüllen, mit dem Abschneiden der Brust bestrafte. Mit den zunehmenden Erfolgen der Mission stellte sich unter den christlichen Schanärfrauen auch das Bedürfniß ein, in christlicher Züchtigkeit zu erscheinen. Zuerst fiengen sie an, nur in ihren Häusern und in den Kapellen das Schulterkleid zu tragen; dann wagten sie es nach und nach, auch öffentlich auf dem Markte so zu erscheinen. Diesen Brauch ahmten bald auch die Christinnen der zahlreichen römisch-katholischen Gemeinden, die in der Provinz Travancor seit der Zeit der Jesuiten-Missionen bestehen, ja sogar viele der wohlhabenden und gebildeteren heidnischen Schanärfrauen nach, wie denn überhaupt ein großer Theil der Bevölkerung durch den Einfluß der evangelischen Mission wesentlich gehoben wurde. Zu verschiedenen Malen zwar erließ die einheimische Hindu-Regierung strenge Verordnungen gegen die aufkommende „Anmaßung" der Christen, und der Stolz der Sudra's versuchte öfters feindselige Schritte gegen die verachteten Schanärs; allein wenn dieß auch für eine kurze Zeit einen gewissen Schrecken einjagte, so fuhren die christlichen Frauen und Töchter der Schanärs doch fort, die züchtige Kleidung beizubehalten, und die heidnische Regierung wagte, aus Furcht vor der brittischen Macht, keine Gewaltmaßregeln anzuwenden.

Da erschien die königliche Proklamation vom 1. November 1858. Wie überall, so hatte sie auch in Travancor dieselbe Wirkung. Die Heiden waren fest überzeugt, die Königin gebiete die Ausrottung der Christen und aller Missionen. In den letzten Tagen des Dezember rotteten sich da und dort einzelne Haufen von Sudra's zusammen, um die Christen zu mißhandeln. Vor Allem giengs an die verachteten, verhaßten christlichen Schanärfrauen. Mit roher Gewalt wurden ihnen die Schulterkleider abgerissen und zerfetzt; wer sich widersetzte, wurde mit heidnischer Rohheit körperlich mißhandelt. Frevelthaten aller Art wurden begangen. Die Verfolgung wurde immer allgemeiner. Man nahm den Schanär-Christen ihre Schafe und Ziegen weg, hieb ihnen die Palmbäume, diese einzige Quelle ihres Unterhalts, nieder, brach in ihre Wohnungen ein und vergriff sich mit roher Bestialität an ihren Personen. Etliche blieben besinnungslos am Boden liegen. Am schändlichsten handelten die Unterbeamten selbst, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung bestellt waren. Suchte ein Schanär bei ihnen Schutz und Gerechtigkeit, so ward er in den Stock gelegt, geschlagen und sonst mißhandelt. Versuchte Einer an die höheren Beamten sich zu wenden, so wurde er an den Thüren des Gerichthauses von den Piuns (Polizeimännern) ergriffen und unter falschen Anklagen ins Gefängniß geworfen. Und als die geängstete Bevölkerung in einer Bittschrift an die oberste Regierung, d. h. an den ersten Minister des Maharadscha sich wandte, war folgendes die Antwort in wörtlicher Uebersetzung:

„Erlaß des Mahadewa Rao, des gegenwärtigen Dewan (Premier-Ministers), während General Cullen brittischer Resident ist; Quilon, im Jahr 1034 (27. Dez. 1858).

„Proklamation an alles Volk.

„Sintemalen mehrere Schanärfrauen im Widerspruch gegen den Brauch, der bis heute geherrscht hat, gegenwärtig das Schulterkleid tragen, in Folge wovon Unruhen ausgebrochen sind zwischen den Schanärs und den höheren Kasten; — und sintemalen, im Fall sie gewünscht hätten, einen Brauch von so hohem Alter bei Seite zu setzen, es der richtige Weg gewesen wäre, der Regierung in dieser Sache eine Vorstellung zu machen und dann sich nach der hierauf erfolgenden Verordnung zu halten, wie es denn ganz und gar gesetzlos ist, einen uralten Brauch ohne obrigkeitliche Befugniß zu verletzen, so wird hiemit bekannt gemacht, daß, wer künftig also handelt, der

strengsten Strafe verfallen ist. Die Schanärs sollen dieß vernehmen und sich darnach halten.

„Wenn die Schanärs diesen Befehl mißachten und gegen den uralten Brauch handeln sollten, so sollen die Sudra's und die andern Leute von höherer Kaste dieß an die Regierung berichten; aber sie sollen nicht von sich aus gegen die Schanärs einschreiten. Thun sie dieß dennoch, so wird es nothwendig sein, dieses ihr Verhalten näher zu untersuchen."

Man erinnere sich, daß dieser Erlaß nicht konnte gegeben werden, ohne daß der brittische Resident, General Cullen, seine Zustimmung zu Wort und Inhalt gab. Dieser Britte, der unwerth ist, den Ehrennamen seiner Nation zu tragen, ist bekannt als ein Feind der Mission. „Wenn es wahr ist," sagt die Bombay Times, „daß er die Stütze der Schanärfeindlichen Partei in Travancor ist, daß unter seiner Zustimmung dieser schmähliche Erlaß ausgieng, und daß er somit zu den Gräueln, die gegenwärtig die Provinz Travancor beflecken, stillschweigend seine Billigung gab, so verdient er nichts Anders, als aus dem Dienste gejagt zu werden."

Es war begreiflich, daß die christenfeindlichen Sudra's in jenem Erlaß nur eine Aufmunterung zu weiteren Excessen sahen. Und dazu kam es auch nur zu bald. Die Christendörfer wurden von wüthenden Haufen überfallen, und soweit die Nachrichten gehen, sind neun christliche Kapellen zerstört und 70—80 Häuser des (katholischen) Dorfes Kotar bei Nagercoil verbrannt worden. Eine Schanärfrau kam mit ihrem Kinde in den Flammen um. Sonderbarer Weise wurde auch ein Haus des Residenten (Generals Cullen) niedergebrannt. Ein Gärtner desselben ward erschlagen. „Die Arbeiten der Katechisten und Schullehrer," schreibt Missionar F. Baylis aus Nagercoil, „sind überall gehindert. Die ersteren können nirgends erscheinen, ohne sich rohen Mißhandlungen auszusetzen. In den Dörfern nördlich von Nagercoil mußten sie alle Arbeit aufgeben, und auch die Missionare können kaum ohne Gefahr in jene Distrikte gehen. Einer unserer Katechisten wurde am Sonntag, gerade während er Gottesdienst hielt, angefallen, aus der Kapelle geschleppt, auf die roheste Weise geschlagen und unter falschen Anklagen vor Gericht geschleppt." — Der Friend of India schreibt: „Die Bramanen von Travancor scheinen entschlossen, die Sache aufs Aeußerste zu treiben. Sie haben offen ihren Entschluß erklärt, dem Christenthum ein Ende zu machen. Lieber,

in welchen die Missionare mit einem langsamen qualvollen Tode bedroht werden, hört man auf offener Straße singen. 'Wenn die Missionare und andere Herren,' sagen die Bramanen, 'sich nicht anständig betragen, so werden wir bald auch an sie kommen, sie in Stücke hauen und den Neyarfluß hinab (d. h. ins Meer) senden' . . . . 'O ihr Sudra's,' heißt es in einem Gassenliede, 'ihr seid nun entschlossen, gleichwie ihr die Schanärs in den Staub getreten habt, so auch die Gentlemen der Schanärs (d. h. die Missionare) niederzutreten. Auf, werfet sie dem Wolf zum Fraß hin! Freuet, freuet, freuet euch!'"

Doch wir lernen die Zustände am besten kennen, wenn wir die Bittschrift mittheilen, welche die schwergeprüfte Schanärbevölkerung von Travancor, heidnische wie christliche, an die oberste Regierung in Madras eingesandt hat. Sie lautet also:

„Unterthänige Bittschrift der unterzeichneten Schanär-Bevölkerung von Travancor an Seine Lordschaft den Statthalter von Madras.

„1. Die Endesunterzeichneten bitten Ew. Lordschaft unterthänig um Ihre Vermittlung und Hülfe zu Gunsten der natürlichen Rechte der Frauen und Töchter ihres Stammes.

„2. Wir, die Bittsteller, die wir ein Gemeinwesen von 100,000 Seelen repräsentiren, begehren für unsere Frauen und Töchter das gleiche Recht, sich anständig zu kleiden, das die Frauen anderer Kasten in Travancor und alle Frauen unsrer Kaste in der benachbarten, zu Ihrer Majestät Territorium gehörenden Provinz Tinnevelly genießen.

„3. Das specielle Recht, um welches wir einkommen, ist die Gestattung, das 'Schulterkleid' tragen zu dürfen, d. h. daß unsere Frauen und Töchter das eine Ende ihres Umwurftuches über die Schulter ziehen dürfen, so daß ihr Oberleib nach gewöhnlicher Hindu-Art bedeckt ist.

„4. Wir versichern, daß diese Kleidung nichts zu thun hat mit Eitelkeit und Hoffart, noch daß dadurch die Rechte Anderer beeinträchtigt werden, sondern es ist einfach der natürliche Anstand, der sie fordert, und sie gehört zu den Dingen, durch welche sich der Mensch von dem unvernünftigen Thier unterscheidet.

„5. Da diese anständige Sitte von der Natur selbst gefordert wird, so kann kein Widerspruch dagegen, von welcher Seite her er auch kommen, und wie lang derselbe auch gedauert haben mag, für gerecht oder vernünftig gehalten werden.

„6. Niemand wird vernünftigerweise sagen wollen, unsere Frauen hätten das Recht, sich anständig und züchtig zu kleiden, verwirkt, weil es auf Seiten unserer Unterdrücker von jeher Brauch gewesen, ihnen um jeden Preis dieses Recht zu nehmen oder zu bestreiten.

„7. Während auf der einen Seite die höheren Kasten in Travancor stets gewohnt waren, uns zu unterdrücken, so war doch andererseits die Haltung, welche die Travancor-Regierung dem von uns beanspruchten Rechte gegenüber einnahm, zu verschiedenen Zeiten verschieden, je nachdem die verschiedenen [brittischen] Residenten ihren Rath in der Sache gaben.

„8. Im Jahr 1812, als Oberst Munro Resident war, gab Ihre Hoheit die Königin Parvati den christlichen Schanärfrauen die Erlaubniß, das Schulterkleid zu tragen, und zwar ausdrücklich aus dem Grunde, weil christliche Frauen durch die Lehren ihrer Religion angewiesen seien, sich züchtig zu kleiden.

„9. Im Jahr 1829, als Oberst Porison Resident war, zog dieselbe Königin jene Erlaubniß wieder zurück, wollte aber zugeben, daß die christlichen Schanärfrauen die Jacke tragen, welche die [muhamedanischen] Mapillafrauen zu tragen pflegen.

„10. Verschiedene Male ist das Recht, das Schulterkleid zu tragen, von der Travancor-Regierung um Geld an reiche Schanärfamilien verkauft, oder einzelnen bevorzugten Familien als besondere Vergünstigung durch den Maharadscha gestattet worden.

„11. Am 27. Dez. 1858, kurze Zeit nach der Verlesung der königlichen Proklamation, wurde ein neuer Befehl von dem gegenwärtigen Dewan (Minister) erlassen, der den Schanärfrauen verbietet, das Oberkleid zu tragen, und obgleich dadurch bedenkliche Ruhestörungen veranlaßt wurden, so hat doch der gegenwärtige Resident, General Cullen, weder den Widerruf jenes Befehls veranlaßt, noch seine Mißbilligung darüber ausgesprochen.

„12. Ungeachtet aller jener zu verschiedenen Zeiten gegebenen Befehle hat ein großer Theil der Schanärfrauen nicht aufgehört, das Oberkleid zu tragen, und es ist dieß bei ihnen zur Gewohnheit geworden.

„13. In allen jenen Erlassen, selbst in denen, welche ein Verbot dagegen enthalten, ist ausdrücklich jedesmal erwähnt, daß die Schanärfrauen nicht aufhören das Schulterkleid zu tragen, woraus Ew. Lordschaft ersehen können, daß wir unser Recht nie aufgegeben, noch es auszuüben je unterlassen haben.

„14. Der Vorschlag, welchen die Travancor-Regierung zur Ausgleichung zwischen unsern Rechten und den Anmaßungen der höhern Kasten gemacht hatte, nemlich daß die christlichen Schanärfrauen die Mapilla-Jacke tragen sollen, ist von uns nie als ein gerechter Austrag der Sache anerkannt oder angenommen worden; denn erstens verstehen die meisten unsrer Frauen, gleich allen andern Hindufrauen, das Nähen nicht, und sind deßhalb nicht im Stande, solche Jacken zu verfertigen*); zweitens: die Jacke ist ein Kleidungsstück, das den Mapilla's, diesen Nachkommen eingewanderter muhamedanischer Kolonisten, ausschließlich eigen ist, und ist somit ein Zeichen fremder Sitten, während doch wir sicherlich ebenso gute Hindu's**) sind, als die höheren Kasten; drittens: durch das Tragen der Mapilla-Jacke würden wir dieser Volksklasse, deren Zorn noch mehr zu fürchten wäre, als der irgend einer andern Klasse, unzweifelhaft Anstoß geben; und viertens: diese Gestattung, die Jacke zu tragen, ist nur den christlichen Schanärfrauen gegeben, die doch nur etwa den fünften Theil unsres ganzen Stammes [in Travancor] ausmachen.

„15. In Folge der immer weiteren Verbreitung weiblicher Erziehung unter uns, wie sie durch die europäischen Missionare begründet und bisher befördert worden ist, ist es uns von Jahr zu Jahr unerträglicher und ungerechter erschienen, daß die wohlerzogenen Frauen und Töchter unsres Stammes sich nicht ebenso anständig und züchtig sollen kleiden dürfen, als die Hindufrauen, die keine Erziehung genossen haben.

„16. Seit einer Reihe von Jahren haben unsre Frauen und Töchter, sowohl die heidnischen als die christlichen, fast allgemein ihr Recht, sich kleiden zu dürfen, wie es ihnen beliebt, standhaft behauptet und ausgeübt, zuerst in ihren eigenen Häusern und dann allmählig auf den Märkten und öffentlichen Plätzen.

„17. Wir sind in dieser Ausübung unsres Rechts selten irgendwie beunruhigt, nie aber in ernstlicherer Weise belästigt worden, bis zu dem Tag der Verlesung der königlichen Proklamation.

---

*) Uebrigens gab es eine Zeit, wo in den Missions-Mädchenschulen von Tinnevelly und Travancor viele tausend Mapilla-Jacken verfertigt und an die Schanarfrauen verkauft wurden.

**) Dieß will wohl so viel sagen als hinduisirt, etwa wie die deutschen Elsäßer sich Franzosen nennen.

„18. Die hohen Kasten in Travancor, sowie die [einheimischen] Regierungsbeamten, welche sämtlich zu jenen hohen Kasten gehören, haben jene Proklamation gröblich und böswillig mißdeutet.

„19. Es wurde von ihnen gesagt und allgemein geglaubt, daß die Königin, welche diese Proklamation hat ergehen lassen, die Ostindische Compagnie verjagt habe, daß sie zu einer andern Kaste und Religion gehöre als die weißen Leute, die bisher in Indien waren und welche nun sämmtlich fliehen müßten, und daß es mit allen Rechten und Privilegien, welche durch die wohlmeinende Vermittlung der weißen Leute bis dahin zu Gunsten der Hindu-Christen und der ärmeren Kasten errungen worden seien, nunmehr ein Ende habe.

„20. Sobald diese Auslegung der Proklamation allgemein bekannt wurde, brach die alte Feindseligkeit der höheren Kasten gegen uns heftiger als je aus; die Angehörigen dieser Kasten versammelten sich allenthalben in Massen, schlugen unsre Frauen und rissen ihnen die Kleider ab.

„21. Wir beklagten uns über diese Gewaltthaten bei Seiner Hoheit dem Radscha von Travancor, sowie bei General Cullen, waren aber bis jetzt nicht im Stande, auch nur im leisesten Grad Abhülfe zu finden.

„22. Statt irgend einer Abhülfe gegen die erlittenen Mißhandlungen oder statt eines Schutzes für unsre gerechten Ansprüche, hat der Minister, im direkten Widerspruch mit dem wohlwollenden Inhalt der königlichen Proklamation, soeben einen Befehl erlassen, worin selbst in Sachen des natürlichen Anstands der herkömmliche Brauch, oder was man dafür ausgibt, über das Recht gestellt wird.

„23. Ew. Lordschaft werden aus diesem Erlaß des Ministers ersehen, daß diejenigen Schanärfrauen, welche das Schulterkleid tragen, darin mit strenger Strafe bedroht werden, so sie in dieser züchtigen Sitte beharren.

„24. Wir können unser Erstaunen und unsre Betrübniß nicht verbergen, daß in einer solchen Angelegenheit der Einfluß des britischen Residenten, des Repräsentanten Ihrer Majestät in Travancor, ausgeübt wurde zu Gunsten der verwerflichsten und schändlichsten Kastenmißbräuche, und nicht zu Gunsten christlichen Anstands, und daß er dem Gedanken gehuldigt und ihn sanktionirt hat, es sei, um die höheren Kasten zu ehren, nothwendig, die niedere Kaste zu entehren und herabzuwürdigen.

„25. In Folge der Aufmunterung, welche unsre Unterdrücker auf diese Weise erhielten, rotten sie sich nun Tag für Tag in Massen zusammen und verüben Frevelthaten jeder Art; sie schlagen uns und unsre Frauen, plündern und verbrennen unsre Dörfer, werfen uns unter falschen Vorwänden ins Gefängniß und treiben es in einzelnen Fällen bis zum Mord.

„26. Der ganze Distrikt, den wir bewohnen, ist gegenwärtig in einem Zustand furchtbarer Aufregung, unser Leben und unsre Ehre ist beständig in Gefahr, der Handel mit dem benachbarten Tinnevelly ist zu Ende, und selbst die Schanärs von Tinnevelly (Unterthanen Ihrer Majestät der Königin von England) werden überall, wo sie sich öffentlich sehen lassen, verhöhnt und bedroht, und zwar nicht blos von den Sudra's, sondern selbst von den Beamten der Regierung.

„27. Und während diese Ruhestörungen vor sich gehen, benützen die Beamten der Travancor-Regierung, in deren Kasteninteresse es liegt, uns zu unterdrücken, und die unsre Hauptfeinde sind, alle ihre Amtsgewalt nicht etwa dazu, uns in dem Genuß unsrer Rechte zu beschützen oder die öffentliche Ruhe aufrecht zu halten, sondern dazu, unsre Herabwürdigung nur um so vollständiger zu machen.

„28. Die Soldaten sind nun allerdings auch aufgeboten worden, vorgeblich, um die Ruhe aufrecht zu halten, in Wirklichkeit aber, um uns der letzten Hoffnung, die wir noch hatten, zu berauben, — der Hoffnung nemlich, durch ruhiges und geduldiges Ausharren unsre Rechte dennoch festhalten zu können.

„29. Die Wahrheit dieser Angaben beruht nicht etwa blos auf unsern Behauptungen, sondern sie ergibt sich auch aus dem Erlaß des Dewans selbst, dessen wir bereits erwähnt haben, und worin das Tragen des Schulterkleids von Seiten unsrer Frauen und Töchter als ein Staatsverbrechen behandelt ist.

„30. Es bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Hoffnung auf die wohlwollende und gerechte Dazwischenkunft Ew. Lordschaft; deßhalb bitten wir Sie unterthänig, unsre gedrückte Lage, sowie die Uebel, die wir in Folge der böswilligen Mißdeutung der königlichen Proklamation zu erdulden haben, in wohlwollende Erwägung zu ziehen und den brittischen Residenten in Travancor dahin instruiren zu wollen, daß er der Regierung Seiner Hoheit des Maharadscha zu wissen thue, Ew. Lordschaft billige es nicht, daß in irgend einem Staat, der unter dem Schutz Ihrer gnädigen Majestät der Königin

von England steht, Anstand und Züchtigkeit als Verbrechen bestraft oder daß Militär aufgeboten werde, um die Frauen und Töchter an anständiger Bedeckung ihrer Person zu verhindern.

„Im Namen der Schanärbevölkerung von Travancor &c.“

[Folgen die Unterschriften.]

Dieß ist die Bittschrift, die an die Regierung von Madras gieng. Wir wissen nicht, was ihr Erfolg sein wird. Der gegenwärtige treffliche Gouverneur von Madras, Lord Harris, wird sicherlich die Rolle des Generals Cullen in Travancor nicht fortsetzen; dafür bürgt uns seine Gesinnung. Aber es ist nicht die Gerechtigkeit und christlichwürdige Haltung eines einzelnen brittischen Beamten, was uns in Betreff der Zukunft Indiens beruhigen könnte, sondern was allein, menschlich gesprochen, eine Bürgschaft für die Wohlfahrt dieses großen Reiches zu geben vermag, das ist eine durchaus und gründlich veränderte, eine wahrhaft evangelisch-christliche Politik von Seiten der englisch-indischen Regierung. England hat große Lehren aus den beiden verflossenen Jahren zu ziehen Gelegenheit gehabt; hat es daraus nichts gelernt, so wird der Herr die Königin und ihr ganzes herrliches Reich dafür verantwortlich machen. Gerechtigkeit, im ächt christlichen Sinne Gerechtigkeit, erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben.

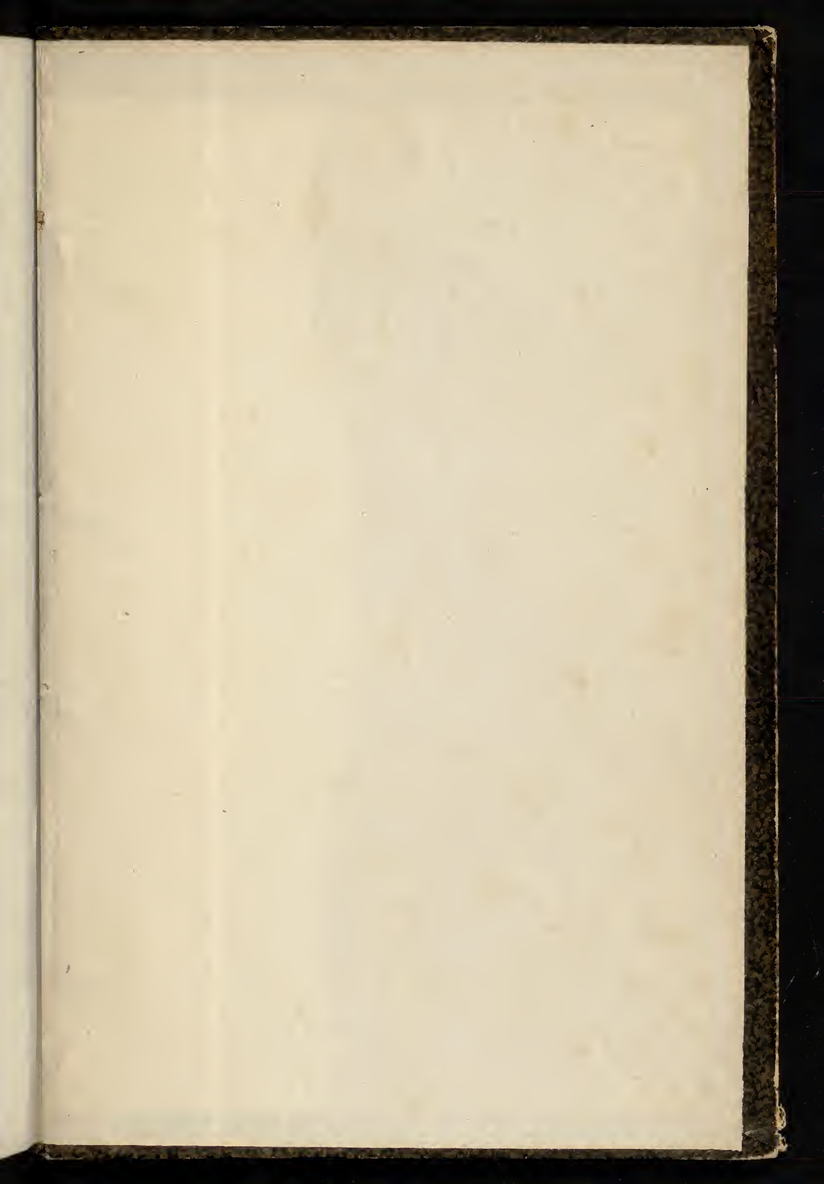
Wir danken Gott, daß diese schmachvollen Vorgänge in Travancor bereits Gegenstand einer Interpellation im brittischen Parlament (Freitag 14. März) geworden sind. Lord Stanley, der Minister für Indien, wies zwar zunächst jede Erklärung über die in der Sache zu nehmenden Schritte von sich, indem die Regierung noch keine offiziellen Berichte darüber empfangen habe; er fügte aber hinzu: „Sobald die Regierung in der Lage sein werde, über die Sache sich ein Urtheil zu bilden, so werde sie bemüht sein, solche Entschließungen zu fassen, die am besten geeignet wären, den Forderungen der Gerechtigkeit zu genügen.“ — Wohl, hoffen wir das Beste.

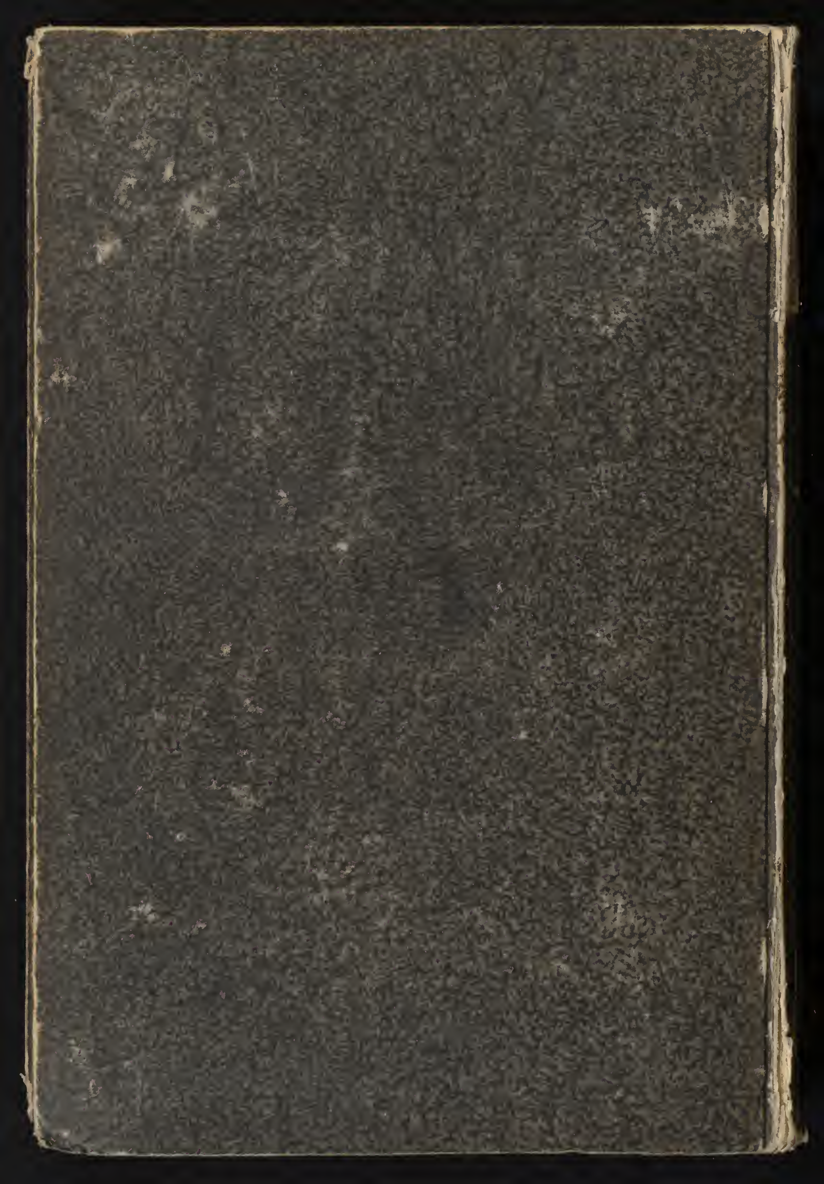
Erfreulicher aber als dieß sind die Wirkungen, welche diese schwere Verfolgungszeit auf die Schanärbevölkerung in Travancor selbst ausgeübt hat. „Was die heidnischen Schanärs in meinem Distrikt betrifft,“ schreibt Missionar Baylis aus Travancor, „so scheint unter ihnen, eben in Folge dieser Mißhandlungen, ein allgemeines Verlangen

nach christlicher Unterweisung erwacht zu sein. Viele von ihnen haben schon lange das Evangelium gehört und sogar schon öfters sich bereit erklärt, Christen zu werden, aber sie konnten sich doch nicht wirklich zu diesem Schritt entschließen. Nun aber scheinen diese Unruhen sie zur Entscheidung zu drängen. Vor einigen Tagen besuchte ich die Schanärbevölkerung zweier Dörfer auf ihren eigenen dringenden Wunsch, und in meiner Gegenwart zerstörten sie zwei Teufelstempel und hielten dann mit uns christlichen Gottesdienst unter dem Schatten einiger Tamarinden. Seitdem haben sie einen Schuppen als zeitweiliges Bethaus für christlichen Gottesdienst aus eigenem Antrieb errichtet. Es sind ihrer etwa 60 Erwachsene ohne die Kinder. An einem andern Ort haben sich etwa eben so Viele als Taufbewerber einschreiben lassen, und auch sonst kommen Viele, welche Christen werden wollen. Ist aber dieß die Wirkung dieser Verfolgungen, so haben wir nur Ursache, Gott dafür zu danken."

Ja, der Herr wird auch aus diesem Uebel einen Segen zu schaffen wissen. Darum

Gebt euch in das Leiden wacker!
Mit dem Blut der Märtyrer
Wird gedüngt der Kirchenacker!
Diese Feuchtung treibet sehr!





von Grund unsrer Seele, daß wir nun endlich in Wahrheit sagen können: China ist offen.

Die heidnischen Volksaufstände in Tinnevelly und Travancor.

So lange der furchtbare Militäraufstand den Norden von Indien mit Blut und Schrecken erfüllte, blieb der ganze Süden ruhig und still. Nun, da der Norden beruhigt, die Meuterei überwunden und die Ordnung wiedergestellt ist, nun bricht im Süden da und dort eine unheimliche Flamme des Aufruhrs hervor und die Volksgeister werden unruhig. Wie im Norden, so ist auch im Süden die Religion, die Furcht des sinkenden und gefährdeten Heidenthums vor dem sich mächtig ausbreitenden Christenthum, der Grund und Anlaß dieser Volksaufstände. Und wie dort die von der Regierung vertheilten, mit Fett beschmierten Patronen den eigentlichen Anstoß zum Ausbruch der Meuterei gegeben haben, so hat hier ein anderer Mißgriff der Regierung, nämlich die falsch übersetzte Proklamation der Königin, den Hauptanlaß zu diesen bedenklichen Aufständen geben müssen. Beide Male, hier wie dort, trägt die Regierung mit ihrem unsichern Schwanken, ihrer feigen Halbherzigkeit, ihrem unchristlichen Hätscheln des Heidenthums die Schuld. Wird denn nicht endlich einmal die brittische Nation, von der Königin und ihren Ministern an bis herab zum untersten Beamten, erkennen, daß ein offenes, ehrliches, unzweideutiges und männliches Bekenntniß zum Christenthum, eine freie, ehrliche Sprache und ein unverklausulirtes Stellen auf die Seite des Königs aller Könige, eine bessere Weisheit ist, als alle die klug berechneten Halbheiten, mit denen sie weder die Heiden, noch die Muhamedaner, noch die Christen, noch irgend jemand in der Welt befriedigt oder mit Vertrauen erfüllt? Unser deutsches Volk hat ein schönes, obwohl von ihm selbst und seinen Regierungen nicht immer befolgtes Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten.“ Ach, daß wenigstens diese einfache Volksweisheit, — ich will nicht reden von den viel höheren Grundsätzen des Christenthums, — aber doch wenigstens diese einfache Volksweisheit der herrschende